
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 272, Bromberg, den 26. November 1935

Am Brunnen vor dem Tore

ROMAN UM EIN LIED VON PAUL HAIN.

(6. Fortsetzung.)

Am Abend nimmt er Abschied von der Baronin. Sie pflegt sich frühzeitig zurückzuziehen. Auch dem Gesinde sagt er Lebewohl, mit dem er gut bekannt geworden ist. Und durch den ganzen Hof geht er noch einmal, durch alle Ställe, durch die Wiesen, und alles ist ihm unendlich vertraut, als wäre hier seine Heimat.

Und dann ist es dunkel.

Nur ganz wenig und leise tröpfelt der Brunnen heute, als wüßte er schon, daß es auch hier einen Abschied um diese Stunde gibt. Sanft raunt die Linde darüber. Sie hat ja schon am Tage bis zum Repkowhof hinübergeschaut und gehört, was da im Gange war. Sie hat ihre Augen und Ohren überall.

Manfred läßt sich noch das frische Gras auf dem Brunnenplatz gut schmecken und rupft unermüdlich trotz der späten Stunde, als wüßte er, daß ihm vielleicht noch ein langer Ritt bevorsteht. Sein weißer Körper schimmert etwas gespenstisch aus dem Nachtdunkel.

„Wilhelm, Liebster, nun werde ich wieder sehr allein sein."

„Auch das wird vergehen, wie der Krieg vergehen wird, Annemarie. Ich komme wieder."

Ein tiefes Aufatmen.

„Ja, Wilhelm, du wirst wiederkommen. Ich ahne es. Ich weiß es. Sonst könnte ich dich nicht so leicht ziehen lassen. Du mußt wiederkommen. Ich warte auf dich. Ich werde nichts anderes tun, als auf dich warten, Wilhelm. Das wird die Zeit schneller vertreiben. Und dann, du?"

„Dann, ja", ein kurzes Zaudern, „dann, wenn du noch willst, wirst du eine ganz einfache Frau Müller. Aber es klingt gar nicht."

„Es klingt ganz wundervoll, Wilhelm", antwortet Annemarie. „Ganz anders als Annemarie von Repkow. Es klingt nach dir, nach deinem Herzschlag. Es klingt nach neuem Leben."

„Ja, wenn du es so siehst", sagt er fröhlich.

„So und nicht anders!"

Und dann wird nicht mehr viel gesprochen. Was wäre in solcher Stunde auch schon viel zu reden, da die Herzen so dicht aneinander schlagen.

Leise wiehert Manfred auf. Es scheint ihm zu lange zu dauern, da auf der Bank unter der Linde.

„Vergiß den Brunnen nicht, Wilhelm", flüstert Annemarie. „Vergiß nicht, daß du ihn sogar einmal hast sprechen hören, weißt du noch?"

Ob er es weiß.

„Vielleicht höre ich ihn draußen noch lauter reden als hier — so in der Erinnerung, Annemarie."

„Das wünsche ich dir, Wilhelm. Vergiß ihn nicht."

Dann stehen sie auf.

Manfred trabt wie auf Kommando heran. Er wird ein famoser Kamerad sein. Gleich neben Müller bleibt er stehen, als wolle er sagen: „Steig auf, Kamerad!"

Ein letzter Kuß.

Er sitzt im Sattel. Der Degen klirrt. Liebes, vertrautes Geräusch.

Die Hufe klappern gedämpft über die Erde. Annemarie geht noch ein Stückchen mit. Drüben über den Wiesen gleiten die Nebel, gespenstische Schemen. Der Mond steht als Sichel am Himmel. Ein Käuzchen schreit fernher.

„Leb wohl, Annemarie!"

Manfred fühlt die Chaussee unter sich.

„Sieg und Wiederkommen!" sagt Annemarie.

Und steht still und hebt den Arm.

Ein leichter Schenkeldruck. Manfred steigt ein bißchen hoch, dann streckt er sich willig und fällt in Trab. Die Hufe klappern über den Chausseeschotter.

Annemarie steht noch immer mit erhobener, winkender Hand.

Mitten im Mondlicht und dem fahlen Schimmern der Sterne. Eine helle, silberne Gestalt auf der Straße zwischen den Wiesenrainen. Ein junges Menschenkind, das vielleicht laut weinen möchte und dennoch tapfer den Schmerz zurückdrängt, der da heiß in der Seele aufbrennt.

Der Reiter hat sich noch einmal umgedreht.

Ein Degen hat aufgeblitzt in erhobener Faust. Letzter Gruß an die silberne Gestalt da hinten.

Nun geistern die Nebel hinter dem Reiter über den Weg, die Dunkelheit zieht ihn in sich hinein, nun ist nur noch ein paarmal das Aufschlagen der Pferdehufe zu hören, und nun ist auch das vorbei, und die Stille der Nacht hat Pferd und Reiter verschluckt.

Ein kleiner, heller Ruf geht mit dem Wind über das Land:

„Wilhelm —"

Und dann noch einmal:

„Manfred —!"

Und danach rührt sich die silberne Gestalt und geht langsam dem Repkowhofe zu.

*

Frau von Repkow hat lange am Fenster hinter der Gardine gesessen. Sie hat das Pferd vorbeitraben sehen. Hat den Reiter noch einmal winken sehen mit erhobenem Pallasch.

Und hat weiter gewartet, bis die Tür der Halle unten leise knarrte und leise Schritte draußen im Flur vorbeihuschten, die Treppe hinauf. Leichtes Rascheln von Kleidern.

Das also — ist nun vorbei.

Kleine Annemarie.

Sie lächelt matt und es ist etwas wie Schmerz in diesem mütterlichen Lächeln. Das Lächeln aber sagt: Ich hab' ja alles gewußt, Annemarie. Aber die erste Liebe soll immer ein Geheimnis bleiben. Ich hab' dir's gelassen, Kind, um deines ersten Glücks und deiner ersten Schmerzen willen. Das muß so sein, muß ewig so sein.

Träume nur, träume, mein Kind, es ist das Schönste, was von jeder Liebe bleibt.

Fünftes Kapitel.

Zwei Tage später steht vom Morgen bis in den Abend der donnernde Hall kriegerischen Lärms in der Luft.

Das kommt von Großbeeren her, dem Dörfchen südlich von Berlin. Das ist kein Gefecht mehr, kein Renkontre, das ist eine regelrechte Schlacht, in der sich die Franzmänner blutige Köpfe holen. Märkische Fäuste führen eine verdammt gute Klinge.

Einige Tage danach kommt ein Reiter auf den Repkowhof gesprengt, verstaubt und verschwitzt, die Jägeruniform nicht mehr sonderlich proper. Er fragt nach der Baronesse von Repkow, für die er einen Brief abzugeben hat.

Das Gesinde läuft zusammen, Annemarie und Frau Jutta werden gerufen, der Jäger salutiert und in seinen Augen brennt noch etwas von der Wildheit der vorausgegangenen Tage.

„Ein Brief von Leutnant Müller", meldet er, „nebst den besten Soldatengrüßen an die Frau Baronin."

Er muß erst mal in die Leuteküche, um sich zu stärken, und der Gaul wird von zwei, drei begeisterten Stallburschen abgerieben und kann für eine Weile in Futter schwimmen. Annemarie hat den Brief genommen und ist weggegangen — vor das Tor, zur Brunnenbank. Das Gesinde aber drängt sich um den Reiter, der gar nicht schnell genug einhauen kann in all die Futteralien, die ihm die Großmagd vorsetzt, und muß erzählen, immer wieder erzählen. Natürlich ist er mit dabei gewesen bei Großbeeren, und Senge hat es gegeben für die Franzmänner die schwere Menge. Verluste? Ach, nicht der Rede wert! Aber er durfte sich nicht lange aufhalten. Heute ginge es noch weiter. Die Rothosen hätten wohl doch noch nicht genug. Und dann schreien alle „Vivat der König!", daß es nur so über den Hof schallt, und „Es lebe die Freiheit!" und dann sitzt der Reiter wieder lachend auf dem Gaul und sprengt zum Tor hinaus in den heißen Augusttag, und alle stehen da und winken ihm nach, wie er in sausendem Galopp und in einer Staubwolke dahinjagt.

*

Das ist ein schönes Sitzen unter der alten Linde am Brunnen und ein noch schöneres Lesen.

Sie beginnt den Brief zu lesen:

„Liebste Annemarie!

In vier Stunden brechen wir die Quartiere ab und ziehen weiter. Wir liegen nur eine Reitstunde von euch entfernt, und so ist es möglich, Dir Nachricht zukommen zu lassen. Ich habe das Glück gehabt, gerade noch zu einem Jägerkorps der Armee Bülow zu stoßen, um an dem Treffen bei Großbeeren teilnehmen zu können. Man war hier sehr froh über mein Wiederkommen, und der Zufall wollte es, daß es just das Korps des Hauptmanns Köckeritz war, dem ich begegnete, meines alten Hauptmanns.

Wir haben gesiegt, Annemarie! Napoleons Vorstoß auf Berlin ist gescheitert. Er wird sich schleunigst aus dem Staube machen müssen, wenn er hier nicht in eine arge und schlimmere Klemme kommen will. Und wir werden ihm auf den Fersen bleiben, so lange wir können.

Manfred hat sich tapfer gehalten. Ein bißchen grau sah er ja aus nach der Schlacht, aber inzwischen habe ich ihn wieder geschrubbert und gestriegelt nach allen Regeln soldatischer Kunst, und nun strahlt er in seiner ganzen Schönheit, und das Korps ist ordentlich stolz auf ihn.

Ach, da fällt mir eine kleine Episode ein. Gestern tauchte in unserem Biwak ein junger Hauptmann von der Potsdamer Garde auf, um dem Köckeritz einen Besuch zu machen. Den Manfred sehen und verdutzt stehen bleiben, war eins!

„Nanu? Den kenne ich doch?"

Ich stehe in der Nähe und springe hinzu. Stelle mich vor als Besitzer des Pferdes. Höre den Namen des Hauptmanns: Adolf von Heyken. Schneidiger Kerl, beinahe zu schneidig für meinen Geschmack, wenn man bedenkt, daß erst einen Tag vorher ein Mordsschießen gewesen war. „Aber das ist doch der Manfred von Repkowhof?" fragt er und pliert so ein bißchen mit den Augen. Er ist übrigens erst vor einer Woche zum Hauptmann avanciert worden. „Stimmt", lache ich, „der Manfred der Baronesse von Repkow. Die Baronesse war so freundlich, ihn mir zu überlassen."

Komisches Gesicht hat er gemacht. Da kam gerade der Hauptmann Köckeritz hinzu und erzählte, daß ich lange bei Euch verwundet gelegen habe und wie ich zu dem Sattelpferd gekommen sei. Der Herr von Heyken kann übrigens nicht viel älter sein als ich, scheint mir. Nachher habe ich ihn wieder aus den Augen verloren. Da kannst Du sehen, wie bekannt Dein Manfred ist. Wird wohl ein guter Bekannter von Euch gewesen sein, der Hauptmann von Heyken, nehme ich an.

Von meiner Verwundung spüre ich nichts mehr. Ich fühle mich jung und todesmutig wie nie. Das machen wohl die schönen Wochen bei Dir und die Gewißheit, daß es eine Annemarie gibt, die mit allen Gedanken immer bei mir ist.

Grüße alle Plätze, die von unseren Küssen wissen. Auch Manfred läßt grüßen, wenn ich sein helles Wiehern recht verstehe. Und sei Du selbst innigst gegrüßt und geküßt von

Deinem Wilhelm."

Annemarie führt den Brief an die Lippen und steckt ihn dann in das Mieder.

Wie schön, daß er geschrieben hat, daß er auch wieder Anschluß an sein altes Korps fand. Sie schließt die Augen und träumt vor sich hin. Plötzlich aber schreckt sie ein wenig zusammen. Ach ja, der Adolf von Heyken. Sonderbares Zusammentreffen!

Sie sieht mit einemmal das gebräunte, etwas derb geschnittene Gesicht des Hauptmanns von Heyken vor sich, der als Leutnant in den Krieg gezogen ist. Der Adolf! Der Heykenhof liegt im gleichen Kreis, zwei Stunden mit dem Wagen entfernt. Ein schöner, großer Hof. Den Adolf kennt sie schon als kleinen Jungen. Ein bißchen trotzig und kratzbürstig war er immer. Und als er nachher nach Potsdam kam zur Garde, wurde er mächtig „schneidig". Die Heykens waren ja alle Gardeoffiziere Der älteste Bruder wird einmal das Gut übernehmen, und das wird wahrscheinlich gar nicht mal so lange dauern, denn der alte Heyken ist so alt „wie Methusalem". Nämlich bald an die achtzig Jahre. Der Adolf aber wird ja wohl Offizier bleiben.

Annemarie lächelt stärker, da ihr plötzlich einfällt, wie verliebt der Adolf immer in sie war, schon als Kadett. Und als er in den Krieg zog und auch auf dem Repkowhof seine Abschiedsvisite machte, wollte er partout den Manfred mithaben! Es gab ein lustiges Hin- und Herstreiten, am Ende mußte er ohne Manfred abziehen, ja.

Ach, wie lange ist das alles her? Eigentlich noch gar nicht so lange und dennoch scheint es Annemarie eine Ewigkeit.

Alle die guten Bekannten aus der Nachbarschaft sind so lange weg, manch einer ist gefallen, der mit ihr noch vor zwei, drei Jahren im Garten herumgealbert hat, wenn Gesellschaft war. Man ist so schnell ernster und älter geworden.

Und da hört man nun plötzlich etwas von dem Adolf von Heyken!

Annemarie lacht kurz und hell auf.

Ach ja, was wird er für Augen gemacht haben, als er da so mit einemmal den Manfred gesehen hat, auf dem er ja selber oft genug herumgeklettert ist. Im Biwak. Bei Großbeeren. Als Reitpferd eines fremden Jägerleutnants.

Sie beißt sich auf die Lippen.

Nette Überraschung, mein Junge. Aber dafür bist du auch schnell avanciert. Und der Manfred gehört dem Wilhelm Müller, dessen Vater nicht „der reiche Heyken" heißt. Der ein armer Teufel ist. Und den ich liebe. „Den ich von Herzen liebe", sagt Annemarie laut und hat die Augen wieder ganz offen.

Eine heiße Blutwelle strömt ihr ins Gesicht. Sie setzt sich hinüber auf den steinernen Brunnenrand, aus dessen Tiefe es kühl und frisch heraufweht.

„Und wie es kam, ich weiß es kaum,
Dein Mund ist ewiger Frühlingstraum —"

Wer singt das da eben? Hat sie nicht die Worte ganz deutlich gehört?

„Ach Annemarie —"

Sie blickt in das raunende Dach der Linde empor. Warst du es? Sie blickt in das glucksende Wasser des Brunnens hinab. Warst du es? Ihr beide — ihr wißt so viel. Oder war es das eigene Herz?

Ihre Hände ruhen im Moos, das zwischen dem steinernen Brunnenrand wuchert. Geht da nicht ein neues Flüstern im Baum über ihr um? Leise — leise —

„Am Brunnen vor dem Tore — da steht ein Lindenbaum —"

Und aus dem Brunnen tropft es kichernd:

„Ich träumt in seinem Schatten — so manchen süßen Traum —"

Annemarie sitzt still, wie gefangen. Über ihrem Herzen knistert der Brief. Liebste Annemarie, grüße alle Plätze, die um unsere Küsse wissen.

Träume flüstern — Träume raunen in den Blättern — Träume tropfen im Brunnen.

(Fortsetzung folgt.)

Einzug der Sieger.

Der Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig, veröffentlicht soeben das neue Buch von Sven Hedin: „Die Flucht des Großen Pferdes" (Mit 117 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers und seiner Mitarbeiter sowie einer vierfarbigen Routenkarte. Geheftet RM. 6.50, Ganzleinen RM. 8.—). „Großes Pferd" war der Beiname des jungen chinesischen Generals Ma Chungyin. Ma war von bewundernswerter persönlicher Tapferkeit, aber leider auch unerhört grausam. Bei der Erstürmung von Städten pflegte er der erste auf der Stadtmauer zu sein, ließ aber zuweilen die ganze Bevölkerung niedermähen, wenn sie sich nicht rechtzeitig ergeben hatte. Man könnte Ma als den Napoleon von Sinkiang bezeichnen: auch er wollte — im Bündnis mit Deutschland, Rußland und der Türkei — die ganze Welt erobern, hatte anfänglich große Erfolge und wurde schließlich vom Geschick ereilt. Zu seiner Flucht erzwang er sich von Sven Hedin die Kraftwagen der Expedition, nachdem er den Forscher und seine Kameraden bereits an die Wand hatte stellen und mit Erschießen bedrohen lassen. In seinem neuen Buch nun schildert Sven Hedin, wie es ihm und seinen Gefährten als „Gäste" des Großen Pferdes und, nach dessen Wegtritt von der Kampfbühne, als Spionageverdächtigte, denen nun auch die Feinde Mas nach dem Leben trachteten, ergangen ist. Das Werk gibt ein erregendes und erschütterndes Bild von innerasiatischer Kriegsführung und von Abenteuern, die mutige, aber friedliche Forscher inmitten dieses Hexenkessels zu bestehen hatten. Wir entnehmen dem Buch einige Zeilen.

Immer noch haben wir einige Grad Kälte, im Augenblick zeigt das Thermometer 2,2 Grad unter Null. Nach einer ruhigen Nacht weckte mich Chen um 10 Uhr und meldete, ein Türke, geschickt von einem „Hsiang-ye", sei da, der Führer der vor kurzem eingetroffenen russischen Truppen wünsche mich zu sprechen.

Ich kleidete mich an, frühstückte in aller Ruhe und folgte dann dem Türken, der den Weg zum Basar, über die Brücke und weiter nach Norden einschlug.

Auf der Hauptstraße des Basars, wo die Kaufleute unter vorspringenden, auf Holzsäulen ruhenden Dächern ihre Stände haben und die Waren ausbieten, herrschte am Freitag, dem 16. März, ein Leben und ein Verkehr, wie es Korla seit jenem Maitag 1877 nicht gesehen hatte, wo Jakub Bek, der Eroberer von Sinkiang, sich im Weichbild der Stadt das Leben nahm, oder jenem Oktobertag desselben Jahres, wo die siegreiche Armee Tso Tsung-tangs ihren Einzug in das Städtchen hielt.

Siebenundfünfzig Jahre waren seitdem verflossen, und jetzt war es uns vergönnt, wieder den Einzug eines siegreichen Heeres in ebendiese, in friedlichen Jahren so stille, freundliche und in ländlicher Unschuld träumende Stadt mitzuerleben.

Die ganze Straße war mit Menschen und Pferden vollgepfropft. Die wenigen Türken, die man umherlaufen und gaffen sah, waren solche, die sich die ganze Zeit vorher zu Hause und so gut wie möglich versteckt gehalten hatten. Auch der eine oder andere Tungane, der in Korla geboren war, ließ sich blicken.

Um so zahlreicher waren die Torgoten aus Balguntai im Juldustal westlich von Khara-schar und aus Bajinbulak, halbwegs zwischen Khara-schar und Ili, wo ihr Häuptling seine Sommerresidenz hat.

Doch was der engen, staubigen Straße — die während der vergangenen Tage einen so düsteren Eindruck gemacht hatte, aber sich jetzt in ein unvergleichlich malerisches und farbenreiches Bild verwandelt hatte — das Gepräge gab, das waren die Russen, die Kosaken, die auf ihrer Via triumphalis von Dawancheng, Toksun und Khara-schar gerade angelangt waren.

Die Köpfe in den Läden und die Schwänze nach der Straße, standen ihre Pferde dicht gedrängt, so weit das Auge reichte. Die Straße ist schmal, und es blieb daher nicht viel Zwischenraum zwischen den Pferdeschwänzen. Die Kosaken saßen auf den niedrigen terrassenförmigen Vorsprüngen vor den Läden oder standen in Gruppen, drehten sich Zigaretten und plauderten. Einige saßen noch im Sattel. Sie waren in verschiedenen Abteilungen angekommen, die ersten um ½9 Uhr, die letzten soeben, so daß sie noch nicht hatten absitzen können.

Einige trugen feldgraue Uniformen, einige lange Mäntel mit breitem Ledergürtel um den Leib. Sie hatten Karabiner umgehängt und in den Halftern Pistolen. Die Sättel waren von gediegenem Bau, Zügel, Riemenzeug, Sattelgurte und Satteldecken, alles war in gutem Zustand; hinter den Sätteln hatten die Leute ihre Schafpelze fest in Lederriemen eingerollt.

Die Kosaken sahen gesund und braun aus. Sie waren augenscheinlich bei guter Laune, nickten, lachten und antworteten höflich, wenn ich sie ansprach. Aber staubig waren die Reiter wie die Pferde! Eine Schicht hellgrauen Staubes bedeckte ihre Gesichter und ihre blonden Haare, und eigentlich machte es wenig aus, welche Farbe ihre Uniformen hatten, der Staub der Landstraße hatte sie feldgrau gefärbt. Welch himmelweiter Unterschied gegenüber der ausgehungerten zerlumpten Garde, die wir noch vor kurzem in Korla gesehen hatten! Aber um gerecht gegen Ma zu sein, muß man zugeben, daß der Kern seiner Armee gleichfalls aus geschmeidigen, gut uniformierten und gut berittenen Leuten bestand.

Man sah es Reitern und Pferden an, daß sie es in der vergangenen Nacht eilig gehabt hatten. Sie waren dick verstaubt, alles deutete darauf hin, daß sie gerade erst angelangt waren. Die Pferde waren noch schweißig und kauten auf ihrem Gebiß, daß der Schaum in Flocken, weiß wie Seifenschaum, zu Boden fiel.

Aus ganz natürlichen Gründen hatte ich keinen photographischen Apparat mitgenommen. Hier hatten wir die Vorhut einer neuen Armee. Wir hatten offenbar mit dem geschlagenen Großen Pferd zusammengehalten. Was sollten sie von uns glauben? Waren wir Feinde oder Spione oder was sonst? Es lag ja auf der Hand, daß ich deshalb gebeten worden war, mich bei dem Führer einzufinden.

Jetzt war ich auf dem Wege zu ihm und würde in wenigen Minuten unser Urteil hören. Ich hatte nicht im geringsten das Vorgefühl, daß ich — zum viertenmal innerhalb elf Tagen — erschossen werden sollte.

Die Läden des Basars wurden nun allmählich geöffnet und die Waren ausgelegt. Durch den freien Gang zwischen den Pferden zogen Türken und trieben mit Waren, Getreidesäcken und Brennstoff beladene Esel vor sich her. Nahrungsmittel, besonders Weizen und Mais, die in gut verborgenen, unterirdischen Verstecken gelegen hatten, kamen jetzt ans Tageslicht, denn man glaubte sicher zu sein, daß die siegreiche Armee, die von Urumtschi herangestürmt war, von Bauern und Kaufleuten nichts nehmen würde, ohne es ehrlich zu bezahlen.

Man wußte auch, daß Mas Papiergeld, das man noch vor zwei Tagen bei Todesstrafe nehmen mußte, jetzt kaum das Papier wert war; diese zerlumpten und verschmutzten Scheine waren von so vielen schweißigen und rußigen Händen abgegriffen, daß sie nicht einmal mehr dazu taugten, ide Lagerfeuer anzuzünden.

Wir waren schließlich an unserem Ziel, einem kleinen, unansehnlichen Yamen mit engem Eingang von der Straße. Es war die Stelle, wo sich Dr. Hummel und Yew vor drei Tagen um den verwundeten Ma bemüht und wo sie in dem schmalen Gang zum ersten- und letztenmal das Große Pferd gesehen hatten.

Quer über die Straße war ein rotes Tuch gehängt, ein türkischer Willkommensgruß, der einzige Triumphbogen, den für den Einzug des Siegers zu errichten man Mittel und Zeit gehabt hatte. Über der Tür war ein zweites rotes Tuch drapiert. Die Huldigungen trugen also die Farbe des Blutes und des Bolschewismus, sie ist aber gleichzeitig die Farbe chinesischer Feste und Freuden!

Zwei Soldaten standen am Eingang. Sie erwiderten meinen Gruß würdevoll und nahmen meine Visitenkarte entgegen, die auf der einen Seite englisch, auf der anderen chinesisch abgefaßt, meine Eigenschaft als Expeditionsleiter im Dienste der Regierung von Nanking angab.

Man sagte, General Volgin erwarte mich, und bat mich einzutreten. Ich ging durch den schmalen Gang und quer über den rechteckigen Hof und kam in ein mittelgroßes Zimmer. Der Tür gegenüber stand ein Tisch an der Wand, an dem ein Offizier saß und Zigaretten rauchte.

Ich grüße, er erhebt sich, kommt mir mit ausgestreckter Hand entgegen und bittet mich, an dem Tisch Platz zu nehmen. Er ist mittelgroß, kräftig gebaut, hat angenehme Gesichtszüge und ist vom Kopf bis zum Fuß, von der Pelzmütze bis zu den Stiefeln, ebenso grau von dem Staub der Landstraße wie die Kosaken draußen.

Er mustert mich und lächelt, als dächte er: der kann kein Spion sein. Er fragt, warum wir nach Sinkiang gekommen sind und was wir in Korla zu tun haben. Ich berichte von unserem Auftrag, der Reise und wie wir auf dem ganzen Weg von Hami über Turfan und Khara-schar auf General Mas Befehl gut und gastfrei aufgenommen worden sind.

„Haben Sie General Ma persönlich kennen gelernt?"

„Nein, leider nicht. Vor drei Tagen reiste er von hier ab und nahm gegen unsern Willen unsere vier Lastkraftwagen und unsere vier Fahrer mit. Zwei von ihnen sind Schweden, die werden ihn nun gründlich kennengelernt haben!"

„Warum fuhren Sie nicht nach Urumtschi?"

„Ich hatte gebeten, von Turfan dorthin reisen zu dürfen. Der Stabschef, General Li, antwortete jedoch nach einem Ferngespräch mit Ma, Dawancheng sei als augenblickliche Kriegsfront gefährlich und der Weg für Kraftwagen fast unbenutzbar."

„Aber warum fuhren Sie dann nicht über Chi-ko-sching-tse und Kucheng-tse?"

„Auf unser Ersuchen, diesen Weg einschlagen zu dürfen, antwortete man auch mit Nein. Der Talweg war übrigens zu dieser Zeit durch Schnee versperrt."

Ich dachte, aber sagte es nicht: es war unser Glück, daß man uns nicht nach Urumtschi ließ. Hätte man uns einen Weg dorthin freigegeben, dann wären wir in Urumtschi hängengeblieben, und die kriegerischen Ereignisse in Korla und auf dem Weg nach Bugur und Kutscha wären uns entgangen. General Ma freilich hatte mit seiner Gastfreundschaft nur das eine im Auge: sich im Falle der Not unserer Kraftwagen zu bemächtigen. Das hatte er ja auch getan. Aber all das ging im Augenblick General Volgin nichts an. Ihm wie mir genügte es, daß ich bei diesem „Offiziersverhör" kurz und ehrlich auf seine Fragen antwortete.

Von berühmten und anderen Leuten.

Den Freunden des großen Schweizer Kulturhistorikers Jacob Burckhardt war es nach langen Bemühungen gelungen, den Gelehrten zu bewegen, sich photographieren zu lassen. Es wurde eine bestimmte Stunde festgesetzt, zu der Burckhardt bei dem in Aussicht genommenen Photographen zu erscheinen versprach. Der Photograph wurde verständigt und gebeten, auf die kostbare Zeit Burckhardts Rücksicht zu nehmen. — Burckhardt kam pünktlich und erklärte, er wünsche photographiert zu werden. „Gerade jetzt", sagte der Photograph, „ist es leider nicht möglich. Ich erwarte jeden Augenblick einen Gelehrten von europäischer Berühmtheit." — „Das tut mir leid", entgegnete Burckhardt, „da will ich nicht weiter stören". Und er ging wieder seiner Wege.

*

Der Professor Wilbrand in Gießen hatte für seine anatomischen Vorlesungen eine besondere Attraktion: die Demonstration der Ohrmuskeln. Sein Sohn nämlich besaß die Gabe, mit den Ohren besonders gut wackeln zu können und wurde deshalb als Demonstrationsobjekt benutzt. Von einem Augen- bzw. Ohrenzeugen wird die sich regelmäßig abspielende Szene folgendermaßen berichtet: „Diese Muskeln sind beim Mens-ken", so sprach schließlich der Professor, nachdem er die Anordnung der Ohrmuskeln dargelegt hatte, in seinem westfälischen Dialekt, „obsolet geworden. Der Mensk kann die Ohren nicht bewegen. Das können nur die Aeffken. Jolios, machs mal!" — Und Jolios, der Sohn, fing nun an, mächtig mit den Ohren zu wackeln.

*

Es war während der Inflationszeit, spät nachts, als Leonhard Frank die letzte an diesem Tage von Wien nach Hietzing abgehende Tram bestieg. Als einziger Fahrgast im Anhängewagen, begann sich Frank zu langweilen, und so verwickelte er den Schaffner in ein Gespräch, fragte den Mann in gewohnter Leutseligkeit nach Wohin und Woher, und der Schaffner begann über die schlechten Zeiten zu klagen: „Das Geld ist nichts wert und wird von Tag zu Tag weniger wert, der Sohn lernt nichts, die Tochter erwartet ein Kind, die Frau hat Krampfadern."

Der Dichter ist von so viel Elend ganz erschüttert und sagt, gewillt, dem Schaffner irgendwie zu helfen: „Wissen Sie was —, geben Sie mir noch einen Fahrschein!"

*

Zyperowitsch machte eine Reise nach China. In Tientsin sah er einen Chinesen, der auf das Grab seines Freundes eine Schüssel mit Reis stellte. Zyperowitsch lachte und fragte den Chinesen: „Wann wird nun also nach Ihrer Meinung Ihr Freund aufstehen aus seinem Grabe, um den Reis zu essen?"

„Am selben Tage, an dem Ihr Freund aus seinem Grabe aufstehen wird, um an den Blumen zu riechen, die Sie darauf gelegt haben," erwiderte der Chinese.

*

Jemand sah einen Franziskaner hoch zu Roß auf der Landstraße dahinreiten und redete ihn an: „Ihr reitet, Bruder Mönch? Euer Herr und Heiland pflegte zu Fuß zu gehen, und Ihr sollt ihm doch nachfolgen."

„Das will ich auch," erwiderte der Mönch, „aber mein Herr ist schon so weit voraus, daß ich ihn zu Fuß unmöglich einholen kann."



Lustige Ecke



Doppelter Schmerz.

Frieda war beim Zahnarzt gewesen. Frieda schrie Weh und Ach. Noch Tage klagte sie. „Sogar mein Mann hatte beim Zahnarzt Tränen in den Augen!"

„Als er dich so leiden sah?"

„Nein. Als er die Rechnung bezahlte."

*



„Ach, hab' ich mich gut versteckt — nun stehe ich hier zwanzig Minuten, und keiner hat mich noch gefunden!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.